

FIKTION BEI PAUL DE MAN

ZOLTÁN KULCSÁR-SZABÓ¹

Article history: Received 30 June 2022; Revised 18 July 2022; Accepted 30 July 2022;
Available online 20 September 2022; Available print 30 September 2022.

©2022 Studia UBB Philologia. Published by Babeş-Bolyai University.



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivatives 4.0 International License

ABSTRACT. *Fiction in Paul de Man.* Literature as a modern institution is founded—as, considering the relationship between testamentality and fictionality, Jacques Derrida pointed out in his essay *Demeure* and pertinent texts—on the one hand on the neutralization of the undecidability that haunts the demarcation line between literature and its “other,” and on the further fiction of *comme si* on the other. Aiming to inquire into the far side of this institutionally fortified “other fiction,” the present contribution attempts to give an account of Paul de Man’s concept of fiction that is based on the non-phenomenal effects of a machine-like textuality. This concept appears—even if in a rather dispersed way—again and again in central contexts of the *Rousseau* part of *Allegories of Reading*, but has received surprisingly little attention in the literature on de Man. The focus of this article lies on the close reading of a longer passage from the final chapter of the mentioned work.

Keywords: *deconstruction, fiction, Paul de Man, testimony, textuality*

REZUMAT. *Ficțiunea la Paul De Man.* Literatura ca instituție modernă este fundamentată – așa cum sublinia Jacques Derrida în eseuul său *Demeure* și în alte texte relevante privind relația dintre testamentalitate și ficționalitate – pe de o parte, pe neutralizarea indecidabilității care bântuie linia de demarcație dintre literatură și “celălalt” și, pe de altă parte, pe ficțiunea lui *comme si*. Având intenția de a examina zona îndepărtată a acestei “alte ficțiuni” fundamentate instituțional, contribuția actuală încearcă să dea seama de conceptul de ficțiune la Paul de Man, concept bazat pe efectele non-fenomenale ale unei textualități

¹ Zoltán KULCSÁR-SZABÓ ist Professor und Leiter des Lehrstuhls für Vergleichende Literatur- und Kulturwissenschaft der Eötvös-Loránd-Universität in Budapest. Zu seinen Forschungsschwerpunkten zählen Theorie und Geschichte der modernen Lyrik, sowie Literatur- und Kulturtheorie. In seinem zuletzt veröffentlichten Buch beschäftigt er sich mit der ungarischen Lyrik des 20. und 21. Jahrhunderts (*Jeltelen felhők között*, 2022). Er war Mitherausgeber u. a. der Sammelbände *Signatures des Geschehens* (Transcript 2014) und *Life After Literature* (Springer 2020). Emailadresse: kulcsar-szabo.zoltan@btk.elte.hu.

cvasi-mecaniciste. Acest concept apare iar – chiar dacă într-un mod destul de dispersat – în punctele nodale ale secțiunii *Rousseau* din *Alegoriile lecturii*, dar a beneficiat de surprinzător de puțină atenție în literatura consacrată lui de Man. În prezentul articol accentul cade pe lectura atentă a unui pasaj mai lung din capitolul final al lucrării menționate.

Cuvinte-cheie: *deconstrucție, ficțiune, Paul de Man, mărturie, textualitate*

Wie lässt sich eine Fiktion bezeugen? Wer ist oder wie wird man zum Zeugen einer Fiktion? Oder, allgemeiner formuliert, wie kann über Fiktion (als Fiktion) gezeugt werden? Diese Fragen reichen viel zu weit, um hier beantwortet zu werden, auch wenn es – denkt man vor allem an Jacques Derridas späte Auseinandersetzung mit dem Phänomen des falschen Zeugnisses (s. v. a. Derrida 2002) – an zumindest indirekten Ansätzen zur Präzisierung dieser Fragestellung nicht gänzlich fehlt. Die Beantwortung solcher Fragen würde u. a. voraussetzen, dass es möglich ist, die Erscheinungsformen oder Effekte von Fiktion(en) bzw. die Umstände, unter denen das fiktive Moment eines Diskurses sich als solches bloßstellt, territorial sauber abzugrenzen. Das ist bekanntlich nicht der Fall. In seinen Kommentaren zu Maurice Blanchots *L'instant de ma mort* hat Derrida – im Kontext einer Fragestellung, die den anfangs gestellten (scheinbar zumindest) diametral entgegengesetzt ist – sogar davor gewarnt, die diskursive Möglichkeit eines reinen oder authentischen Ortes des Zeugnisses voreilig anzunehmen. Zeugenschaft wird nicht nur im Sinne einer referenziellen Ausgeliefertheit vom Fiktiven heimgesucht, sondern auch strukturell erst von der in ihr einsickernden Fiktionalität ermöglicht. Es geht erst dort um wahre Zeugenschaft, wo es unmöglich ist, auch für den Zeugen zu zeugen („Niemand / zeugt für den / Zeugen“ – zitiert Derrida Celan: Derrida 1998, 34.), mithin die in seiner Singularität und Unersetzlichkeit wurzelnde Authentizität des Zeugen referenziell zu bestätigen – zumindest ohne, dass diese Bestätigung sich auf die ethische Bedingungsstruktur eines falschen Zeugnisses einlassen muss. Der Diskurs des Zeugen ist strukturell einerseits auf referentielle Indeterminiertheit, andererseits auf Wiederholung und Reproduktion und dadurch auf die Möglichkeit der Manipulation angewiesen (vgl. v. a. 31, 92-94. bzw. 37, 49) – und zeugt dadurch nicht zuletzt von der Fiktion, von der Seinsweise einer Fiktion, die sich nicht hinter die ihr institutionell zugeschriebenen Grenzen zurückweisen lässt, wie das z. B. die moderne Institution der „Literatur“ vorschreibt, die Derrida an verschiedenen Stellen und in unterschiedlichen Zusammenhängen als die Institution des *comme si* beschrieben hat. Die *Möglichkeit* von Fiktion, mithin die *Möglichkeit* von Literatur ist von der anderen Seite der genannten

Institution (Derrida: dem „Anderen“ von Literatur) prinzipiell nicht wegzudenken, eben deshalb insistiert diese Institution darauf, die Unentscheidbarkeit, die die sie ermöglichende Grenzziehung heimsucht, zu „neutralisieren“. Diese Neutralisierung erfolgt durch die Fiktion (durch die territoriale Gleichsetzung von Fiktion und Literatur, durch die Institutionalisierung von Fiktion im Begriff der Literatur), und zwar – wie Derrida formuliert – durch eine andere oder weitere Fiktion des *comme si* (124). Es ist nämlich gerade diese Institutionalisierung, die im gewissen Sinne *fiktiv*, die im gewissen Sinne eine Fiktion ist. Die literarische Institution oder die Institution der Literatur ist – zumindest im von Derrida gemeinten modernen Sinne (s. dazu die Überlegungen in Derrida 1992, 34-38) – u. a. von der Voraussetzung einer allgemeinen oder umfassenden Fiktionalität definiert, die aber selbst Fiktion ist, weil sie die Präsenz des fiktionalen Momentes in nichtfiktionalen Diskursen leugnet bzw. eben als literarisch neutralisiert.

Fiktionale Erzählungen sind aber, meint zumindest, in dem etwas verschiedenen Kontext seiner späten Programmschrift über den *Widerstand gegen die Theorie*, Paul de Man, durchaus schwierig aus „der Welt oder der Wirklichkeit“ wegzudenken: „ihre Auswirkungen auf die Welt mögen sogar zu stark sein, um erfreulich zu sein“ (de Man 1987, 92). Diese für de Man typische Folgerung ist im genannten Essay von einem komplexen Argumentationsgang vorbereitet, wo es vor allem darum geht, den der damaligen Literaturtheorie anhaftenden Einwand vom „Verbalismus“ zu entkräften. Weit entfernt davon, im Bann einer „Leugnung des Realitätsprinzips im Namen absoluter Fiktion“ gefangen zu sein, besteht die Theorie de Manschen Zuschnitts auf die Voraussetzungen einer „nichtphänomenalen Linguistik“, die „den Diskurs über Literatur von naiven Entgegensetzungen von Fiktion und Wirklichkeit [befreit], die selbst die Folgen einer unkritischen, mimetischen Auffassung der Kunst sind. (...) Literatur ist Fiktion nicht nur darum, weil sie sich irgendwie weigerte, »Realität« anzuerkennen, sondern weil nicht a priori feststeht, dass Sprache gemäß den Prinzipien (oder diesen *ähnlichen*) der phänomenalen Welt funktioniert. Es ist daher nicht ausgemacht, dass Literatur eine glaubwürdige Informationsquelle über irgend etwas ist, außer über ihre eigene Sprache.“ Das Zitat gibt vieles zu denken. Zunächst ist die Behauptung hervorzuheben, laut der Sprache nicht mimetisch verfährt: wenn überhaupt, dann für ihrer selbst stellt sie ein zuverlässiges Modell dar – was, wie Rodolphe Gasché richtig betont (Gasché 1998, 130), keineswegs auf eine Art Selbstreflexivität der Sprache zielt, zumindest beim späten de Man nicht –, in diesem Sinne ist Literatur vielleicht eben in diesem Sinne Fiktion. In der Sprache werden die „Prinzipien der phänomenalen Welt“ vielleicht nicht einfach nur negiert, sondern – wie das der Text etwas rätselhaft durch Kursivschrift hervorhebt – ihr Funktionieren *ähnelt* nicht einmal diesen Prinzipien. Diese Akzentuierung ist etwas merkwürdig, da

– wie das Derrida in seinem magistralen Kommentar gemerkt hat (Derrida 2006, 73, 129-134) – de Man einige Jahre vorher, im Schlusskapitel *Entschuldigungen* seiner *Allegorien des Lesens* eben das Moment solcher Ähnlichkeit wiederholt unterstrichen hat, nämlich in seinem Vergleich zwischen den Operationsmodi der Sprache und denen der Maschine, deren Prinzipien vielleicht ja nicht zur phänomenalen Welt gehören mögen, die aber – und dies bleibt zu bemerken – dennoch über einen quasi-phänomenalen oder mimetischen Bezugspunkt des de Manschen Sprachmodells zeugt. Am wichtigsten scheint jedoch hier die implizite Folgerung zu sein, wonach die strikte Gleichsetzung von Literatur mit Fiktion sozusagen von der Erkenntnis widerlegt wird, dass das fiktive Moment gerade in der Nichtphänomenalität der Sprache verankert ist: fiktionale Erzählungen können ihre unerfreuliche Auswirkungen genau deshalb in der Welt oder in der Wirklichkeit entfalten, weil sie nicht den Prinzipien dieser Welt folgen und deshalb kaum imstande sind, diese abzudecken, ersetzen, simulieren oder einfach unter der Voraussetzung eines *comme si* zu wiederholen.²

Sprache, so sieht es an diesem Punkt aus, scheint die Möglichkeit, die Institution von Literatur auf den Begriff von Fiktion zu begründen und diese dadurch zu neutralisieren, vielmehr zu erschweren, statt zu ermöglichen. In dieser Hinsicht ist es durchaus konsequent, dass eine Fiktionstheorie, die Fiktion als das zentrale Prinzip einer anthropologischen Begründung dieser Institution betrachten möchte, wohl unausweichlich dazu tendiert, auf das Primat der Sprachlichkeit zu verzichten. Auch Wolfgang Iser, der die Leistung des Fiktiven im fiktiven Text u. a. darin erblickt hat, dass durch ihn „die Sprache selbst überschritten und folglich hintergebar wird“, muss dabei anerkennen, dass „das Fiktive nicht mit dem Konstitutionsgrund des Textes gleichzusetzen“ ist (Iser 1993, 50-51).

Bezeichnenderweise ist das auch bei dem frühen de Man nicht gänzlich anders: obwohl das Paradigma der romantischen Poesie auf das Primat der (eben aufgrund dieses Primats als fiktional bezeichneten) Sprache gegenüber der empirischen „Wirklichkeit“ zurückgeführt ist, scheint das daraus hergeleitete Konzept von Fiktionalität ein abtrennbares Bereich der Sprache vorauszusetzen, das mit dem „Anderen“ der Literatur schon deshalb in keine Berührung kommen kann, weil es die Außenwelt negiert. Dort, wo de Man – eigentlich fast überall in seinen Schriften, die vor seiner „Wende zur Rhetorik“ entstanden sind – auf poetische Fiktion zu sprechen kommt, und zwar im Kontext einer eher phänomenologisch statt sprachtheoretisch zu nennenden Terminologie, verankert er den Begriff in der Vorstellung einer ontologischen oder vielmehr

² Deshalb kann de Man in dem nächsten Satz zu Recht mit der Behauptung fortfahren, wonach „was wir Ideologie nennen, ist genau die Verwechslung von Sprache mit natürlicher Realität, von Bezugnahme auf ein Phänomen mit diesem selbst.“

temporalen Separation, die seine romantischen Helden (in erster Linie Rousseau, Wordsworth und Hölderlin) zu ihrer eigentlichen Grunderfahrung gemacht haben und ihre poetische Sprache eben auf diese Erfahrung aufgebaut haben: die unumkehrbare Separation zwischen Tat und Deutung, Bewusstsein und Außenwelt, Präsenz und Dauer wird in der – oder *als die* – Fiktionalität der poetischen Sprache reflektiert (s. stellvertretend für eine Vielzahl diesbezüglich relevanter Stellen de Man 1966; s. dazu de Graef 1995, 5-28). Auch 1967 noch, wo de Man in seinem Essay *Criticism and Crisis* vielleicht zum ersten Mal sich an den Versuch wagt, literarische Sprache bzw. die damit gleichgesetzte Fiktionalität mit Blick auf eine zeichentheoretische Terminologie zu definieren, greift er auf diese Separationsfigur zurück (de Man ²1983a, 17). Die Fiktionalität der literarischen Sprache (die ihrerseits das Wissen darüber manifestiert, „dass Zeichen und Bedeutung niemals zusammenfallen können“) offenbart sich mittels eines „self-reflecting mirror-effect“, der die Separation des fiktionalen Werkes von der „empirischen Realität“ bezeugt. De Man geht hier – vielleicht im Gegensatz zu seinen späteren Schriften – noch von der Möglichkeit davon aus, was Iser „Selbstanzeige“ der Fiktion genannt hat (als Beispiel dient hier die Heldin von Homers *Ilias*, die die Bilder des im Epos erzählten Krieges in ein Gewand einwebt – *Ilias* 3,125-128), grenzt sich hier allerdings bereits offen und scharf von einer Kompensationstheorie des Fiktiven ab, und es ist eben diese Unterscheidung, die dann in dem ungefähr zur selben Zeit entstandenen Klassiker *Die Rhetorik der Zeitlichkeit* zu de Mans auch später oft wiederholter Auslegung der Schlegelschen Ironiedefinition („permanente Parekbase“) hinführt, von der de Man hier die „Einnischung“ des Autors hervorhebt, der „die von der Fiktion erzeugte Illusion zerstört“ und dazu dient, „den allzu bereitwillig sich auf die Illusion einlassenden Leser davor zu bewahren, Wirklichkeit und Fiktion zu verwechseln und die essentielle Negativität der Fiktion zu vergessen“ (de Man 1993, 116-117).

In *Allegorien des Lesens* taucht das Beispiel von Homers Helena in einem zum Teil verschiedenen Zusammenhang wieder auf: im Kapitel über Rousseaus *Gesellschaftsvertrag* soll es durch einen Vergleich mit dem Gesetzestext die „unpersönliche, maschinenartige Systemartigkeit“ der Grammatik illustrieren, die eine Proliferation des (Gesetz-)Textes durch die referenzielle Indifferenz, d. h. „die Indifferenz des Textes bezüglich seiner referenziellen Bedeutung“ ermöglicht (de Man 2012, 212). Dieses Konzept von referenzieller Indifferenz wird im *Rousseau*-Teil von *Allegorien des Lesens* bekanntlich zu einem Textmodell erweitert, in dem die nichtreferenziellen Operationen eines Textes (und für de Man gäbe es ohne die Möglichkeit solcher referenziellen Indifferenz keine Textualität: „genauso undenkbar wie ein Text ohne Grammatik ist eine Grammatik ohne Suspendierung der referenziellen Bedeutung“; 213) mit denen der Grammatik

und/oder einer Maschine verglichen werden.³ Diese referenzielle Indifferenz reicht aber noch nicht aus, um zu einer zuverlässigen, wenn auch äußerst breit gefassten „Definition“ des Textes zu gelangen (de Man stellt das Wort „Definition“ konsequent in Anführungszeichen⁴): die Maschine Text generiert nämlich (mindestens) einen Referenten, „der das grammatische System unterminiert, dem er seine Verfasstheit verdankt“ (214; de Man 1979, 269.). De Man stellt hier, immer noch im Kontext des Vergleichs zum Gesetz, eine „verstohlene Geste (deceitful, covert gesture)“ fest, in der durch die Referenz das Singuläre oder das Besondere die Bedeutung von dem Text „entwendet“, auf die es kein Recht hat⁵ und die nun nicht einfach die Inkongruenz zwischen Zeichen und Bedeutung, sondern „die Divergenz von Grammatik und referenzieller Bedeutung“ exemplifiziert, eine Divergenz, die zunächst die theoretische Ursache für die Existenz einer „figurativen Dimension der Sprache“ angibt, wenig später aber auch die Definition von Textualität begründet.

Diese Ausführungen verweisen auf ein zentrales Moment des abschließenden Kapitels von *Allegorien des Lesens*, wo de Man aus einer Szene von Rousseaus *Confessions* ausgeht, in der Rousseau über einen in gewisser Hinsicht harmlosen Diebstahl (die Entwendung eines Bandes) und seine darauffolgende Anschuldigung des Hausmädchens Marion erzählt (Rousseau 1959a, 85-87). Nachdem er durch eine furiose (Re-)Konstruktion der Zirkulation des Bandes den Diebstahl als das Stehlen eines „freien Signifikanten“ bloßgestellt hat (de Man 2012, 235-245), interpretiert de Man Rousseaus Entschuldigung, nämlich dass er nach der Enthüllung des Diebstahls deshalb Marion angeschuldigt hat, weil ihr Name ihm als erstes einfiel („je m’excusai sur le premier objet qui s’offrit“), als eine „Zufallslüge“ (247), deren Implikationen er in Rousseaus vierten *Rêverie* in Form einer Fiktionstheorie aufspürt (Rousseau 1959b, 1027-1030). Das ist die (im Buch also reichlich spät angelegte) Stelle, wo de Man sich mit Rousseau an einer Definition von Fiktion versucht, zugleich vielleicht die längste zusammenhängende Passage bei de Man, die er (fast) ausschließlich diesem Begriff widmet.

³ Diese Maschinenhaftigkeit kennzeichnet in gewisser Hinsicht auch de Mans Art, Texte/Maschinen zu lesen. S. dazu Bennington 1989, 215.

⁴ Die „Definition“ lautet: „Text nennen wir jede Entität, die aus einer solcher doppelten Perspektive heraus betrachtet werden kann: als ein generatives, nicht abgeschlossenes, nicht-referenzielles grammatisches System, das durch eine transzendente Signifikation abgeschlossen wird, welche den grammatischen Kode unterminiert, dem der Text seine Existenz verdankt. Die »Definition« des Textes erklärt auch die Unmöglichkeit seiner Existenz und präfiguriert die allegorischen Erzählungen dieser Unmöglichkeit.“ (de Man 2012, 215.).

⁵ Wie Derrida darauf hinweist, ist die Möglichkeit des falschen Zeugnisses in dieser Geste verwurzelt. Vgl. Derrida 2006, 96-98.

Was an diesen Ausführungen im Moment am meisten interessieren kann, ist die Tatsache, dass de Man, dem es hier bekanntlich in erster Linie um die komplexe Beziehung zwischen konstativer und performativer Sprache geht, den Zustand einer um jede Bedeutung bzw. jedes System von Motivationen gebrachten Signifikation einerseits mit der Fiktion gleichsetzt, andererseits (diese Fiktion) für fiktiv erklärt. Die Zeichenfolge „Marion“ muss im Sinne von Rousseaus Entschuldigungen jeglicher Signifikanz entbehren, „denn nur dann, wenn der die gesamte Kette initiierende Akt, die Äußerung des Klangs »Marion«, wirklich ohne ein denkbare Motiv ist, wird die totale Arbitrarität der Handlung zur wirksamsten, effektivsten performativen Entschuldigung überhaupt“ (244). De Man scheint in der Fiktionstheorie von Rousseaus vierter *Rêverie* ein alternatives Deutungsrahmen für die falsche Anschuldigung zu entdecken: hier steht dem Begriff von Lüge, die als eine Art Entwendung von Wahrheit bzw. Entwendung von Bedeutung in einer aktuellen referenziellen Konstellation bloßgestellt wird, die Kategorie von Fiktion gegenüber, die – als harmlose Täuschung – das „geschlossenen System“ hinterfragt, „in dem Wahrheit Eigentum ist und Lüge Diebstahl“ (248). Die Entschuldigung von Rousseau könnte sich demnach auf die Unterscheidung zwischen Lüge und Fiktion aufbauen⁶, die zunächst im Bezug auf die Relation zwischen „Tatsache“ und „Darstellung“ aufgerissen wird. „Was eine Fiktion zur Fiktion macht – schreibt de Man – , ist keine wie auch immer geartete Polarität von Tatsache und Darstellung. Fiktion hat mit Darstellung nichts zu tun, sondern ist vielmehr die Abwesenheit einer jeglichen Verbindung zwischen der Äußerung und einem Referenten“ (249). Im Sinne dieser Definition (oder zumindest „Definition“) ist Fiktion als eine harmlose Aufhebung einer referenziellen Konstellation dadurch von Lüge unterscheidbar, dass letztere als eine Art „fehlgeleitete Lektüre“ eben dieser Fiktion zustande kommt und den Akt des Fingierens mit einer bestimmten Handlung (im Kontext der behandelten Episode: einer argwilligen Beschuldigung) ersetzt. In Wahrheit ist es aber vielmehr so, fährt de Man fort, dass es nicht die Fiktion selbst ist, die „für die Konsequenzen verantwortlich gemacht werden [kann], sondern ihre fälschlicherweise referenzielle Lektüre. Als eine Fiktion ist die Aussage unschädlich, und der Irrtum ist harmlos; es sind die fehlgeleitete Lektüre des Irrtums als eines Diebstahls oder einer Verleumdung, die Weigerung zuzugeben, dass Fiktion Fiktion ist, der sture Widerstand gegen die selbstverständliche »Tatsache«, dass Sprache in Bezug auf referenzielle Bedeutung vollkommen frei ist und setzen kann, was auch immer ihre Grammatik ihr zu sagen erlaubt, die den zufälligen Irrtum in Ungerechtigkeit verwandeln.“ (250)

⁶ Zum Problem dieser Unterscheidung bei Rousseau s. Margel 2007, 42-57.

De Man führt hier eine Art Selbstdefinition oder – wenn man will – die Struktur der „Selbstanzeige“ von Fiktion vor („zuzugeben, dass Fiktion Fiktion ist“), eine tautologische Bestimmung, die zugleich als ein Satz von der Wahrheit, eine wahre Aussage darstellt. Fiktion ist Fiktion – diese Tautologie besagt – zumindest auf den ersten Blick – , dass Fiktion sich als Fiktion versteht, dass Fiktion nichts anderes ist als Fiktion und dass sie dies erst dadurch ist, dass sie darüber weiß und dass sie dieses Wissen nicht verschleiert, folglich dass eine Fiktion, die sich als solche – auch wenn auf eine eher implizite Weise – bezeichnet, diese Selbstbezeichnung auf eine referenziell richtige Aussage gründet, sie sagt die Wahrheit, sie ist – und hier stimmt de Man statt oder neben Rousseau mit Nietzsche überein (es wäre z. B. auf ein vielzitiertes Fragment aus 1873 zu verweisen, das auch in *Allegorien des Lesens* zu finden ist: „Kunst behandelt also den Schein als Schein, will also gerade nicht täuschen, ist wahr.“ [Nietzsche 1999, 632; vgl. de Man 1988, 157] – wahr. Fiktion ist wahr, ist eine Wahrheit, indem sie sich als Fiktion bezeichnet bzw. entblößt. Es ist aber, wie de Man das kurz darauf zugeben muss, äußerst schwierig, diese Selbstbezeichnung zu lokalisieren oder zu formalisieren. Fiktion wurde ja als die Nichtexistenz jedweder Beziehung zwischen Tatsache und Bedeutung definiert, die Selbstanzeige der Fiktionalität müsste also in dieser Definition formalisiert werden können, eine Definition kann aber kaum auf diejenige Generierung eines Referenten verzichten, ohne die laut de Mans oben zitiertem Textbegriff keine Textmaschine operieren könnte. De Man bringt dieses Paradoxon in der folgenden Aussage auf den Punkt:

Es scheint unmöglich, das Moment zu isolieren, in dem die Fiktion frei von jeder Bedeutung dasteht; in genau dem Moment, da sie gesetzt wird, und auch in dem Kontext, den sie erzeugt, wird sie sofort falsch interpretiert: Sie wird als eine Determination ausgelegt, die *ipso facto* überdeterminiert ist. Aber ohne dieses Moment, das als solches nie existieren darf (never allowed to exist as such), wäre so etwas wie ein Text nicht vorstellbar. (de Man 2012, 250-251; de Man 1979, 293)

Fiktion, indem sie sich als solche bezeichnet, ist keine Fiktion mehr. Das Moment der Fiktion aber (ein Moment, ohne die es keinen Text geben *darf*: auf die Mehrdeutigkeit dieser Kondition – oder Warnung? – ist noch zurückzukommen), sei es noch so unverzichtbar, lässt sich nicht identifizieren, *es gibt ihn nicht, folglich gibt es die Fiktion nicht*. Das oder vielleicht der Moment der Fiktion als solche ist etwas, das oder der niemals kommen wird, etwas, das oder der im Begriff des Textes gesetzt (oder vorausgesetzt) wird, aber sich nie referentiell verwirklichen kann. Das Moment der Fiktion ist selbst fiktiv.

Diese Folgerung macht zunächst die Tatsache sichtbar, dass – wie das von Cynthia Chase zu Recht bemerkt wurde (Chase 1986, 102⁷) – de Man hier die an einer früheren Stelle erwogene Möglichkeit, im Namen Marions eine von Signifikanz vollständig befreite Zeichenfolge zu identifizieren, gleichsam im Rückblick aufgeben oder zurückziehen muss. Zweitens könnte darauf hingewiesen werden, dass das fiktive Moment im Textmodell de Mans nie an sich, nie *als solches* zur Erscheinung kommen kann. Genau darum geht es im *Metapher*-Kapitel von *Allegorien des Lesens*, wo de Man eine denkwürdige Interpretation von Rousseaus Parabel über die Entstehung des Eigennamens „Mensch“ im *Versuch über den Ursprung der Sprachen* entfaltet. Hier weist de Man u. a. darauf hin, dass in der Metapher „Riese“, durch die der „wilde Mensch“ den ihn begegnenden anderen bezeichnet, vor den er Angst hat, d. h. wo die metaphorische Identifizierung („er ist ein Riese“) eigentlich die Aussage „Ich fürchte mich“ ersetzt, „eine zwischen Fiktion und Tatsache in der Schwebelage befindliche referenzielle Situation (die Hypothese der Furcht) in eine wörtliche Tatsache verwandelt wird.“ (de Man 2012, 36-37) Die Furcht – die erst durch diese Figur zur wörtlichen Realität gemacht werden soll – wird von de Man eine „parafigurale Fiktion“ genannt: dieser Neologismus de Mans bezeichnet einen (man ist geneigt zu sagen: fiktiven) Zustand, in dem es keine wortwörtliche und damit auch keine rein figurale Bedeutungen gibt, da die Bedeutung der Riesenmetapher zunächst auf den „permanenten Schwebezustand“ bezogen ist, in dem „zwischen einer wörtlichen Welt, in der Erscheinungsbild und Wesen zusammenfallen, und einer figurativen Welt, in der diese Übereinstimmung nicht a priori gesetzt ist“, nicht endgültig unterschieden werden kann. Die Metapher, die – wie de Man das betont – ihren Referenten gerade dadurch erzeugt, dass sie ihren eigenen figurativen Status befestigt (d. h. sich als Metapher entblößt) neutralisiert eben diese „parafigurale Fiktion“, indem sie „das fiktionale, textuelle Element in der Natur der von ihr konnotierten Entität [übersieht].“ Fiktionen sind folglich parafigural genau deshalb, weil sie der Unterscheidung zwischen Figur und Referent (und – wie de Man hinzufügt – zwischen „intratextuellen“ und „extratextuellen“ Ereignissen⁸) widerstehen

⁷ Was diesen „freien Signifikanten“ betrifft, äußert auch Derrida seine Zweifel: Derrida 2006, 45.

⁸ „[Die Metapher] nimmt eine Welt an, in der intratextuelle und extratextuelle Ereignisse, wörtliche und figurative Sprachformen unterschieden werden können, eine Welt, in der das Wörtliche und das Figurative Eigenschaften sind, die isoliert und folglich untereinander ausgetauscht und füreinander eingesetzt werden können. Dies ist ein Irrtum, obwohl man sagen kann, dass ohne diesen Irrtum keine Sprache möglich wäre.“ (de Man 2012, 37.). Diese Welt, könnte man hinzufügen, d. h. die Welt, in der die genannten Eigenschaften untereinander ausgetauscht und füreinander eingesetzt werden können, ist eine Welt, in der die anthropologische Fähigkeit des Fingierens und damit der herkömmliche Begriff von Fiktion gegeben sind. Deshalb ist es kein Irrtum zu sagen, dass ohne diesen Irrtum keine Sprache

bzw. weil sie in dieser Unterscheidung neutralisiert werden – wie die Furcht des „wilden Menschen“ sich im gewissen Sinne dadurch mildert, dass ihr Auslöser einen Namen bekommt. Erst in dem Moment, wo Fiktion um ihren parafiguralen Status gebracht ist, wo also ihre Parafiguralität entwendet wird, wird Fiktion zur Fiktion, wird sie sich im institutionellen Sinne als „Fiktion“ bezeichnen können.

Diese Folgerung führt zurück zu de Mans Formalisierung der Selbstanzeige von Fiktionalität, nämlich zur Aussage, dass „Fiktion Fiktion ist“. Im Lichte der Einsicht, nach der das Moment von Fiktion als solche niemals isoliert werden kann, bleibt diese zwar weiterhin eine „wahre“ Aussage, nun aber weniger in der Form einer tautologischen Identifikation, sondern als ein Satz der Negation, der darauf hinweist, dass es das, was hier Fiktion genannt wird, im referenziellen Sinne nicht gibt. Die Selbstanzeige oder Selbstbezeichnung von Fiktion, oder die Möglichkeit einer solchen Selbstanzeige ist eine Fiktion.

De Man hält, freilich, auch eine andere, wenngleich etwas metaphorische Bezeichnung für diesen fiktiven Zustand der reinen Fiktion parat, und zwar die der „Maschine“. Im Schlussteil des Essays soll dieses Modell (Text als Maschine) die performative Kehrseite des textuellen Feldes beschreiben, das sich in erster Line dadurch von der anderen Modellierungsmöglichkeit dieses Feldes (Text als Körper) unterscheidet, dass in ihm „die Dekonstruktion der figuralen Dimension“ erfolgt und folglich „die Illusion von Bedeutung“ aufgegeben wird (de Man 2012, 258-259). Die textuelle Maschine wird bereits hier in einer flüchtigen Bemerkung mit Kleists „antigraven“ Marionetten verglichen, die einige Jahre später zum Gegenstand eines der letzten Essays von de Man werden sollten, und mittels dieses Vergleichs als „die Anamorphose einer Form“ beschrieben, „losgelöst von Bedeutung und fähig, jede erdenkliche Struktur anzunehmen, (...) jedoch auch völlig erbarmungslos in ihrer Unfähigkeit, ihre eigene strukturelle Formgebung aus nicht-strukturalen Gründen zu modifizieren“ (252). De Man lässt hier keinen Zweifel, dass diese Beschreibung der Textmaschine exakt die Seinsbedingungen für seinen Fiktionsbegriff zurückspiegelt (er wiederholt hier ja beinahe sich selbst: „Die Maschine ist wie die Grammatik, wenn diese von der Rhetorik des Textes isoliert wird, ohne das kein Text

möglich wäre – andererseits liegt aber genau darin der Grund dafür, dass solche Operationen (Tauschen, Ersetzen und ähnliche) dafür verantwortlich sind, dass Fiktion imstande ist, eben diese Welt zu ersetzen oder zu negieren. „Es ist immer möglich – so eine unmittelbare Folgerung de Mans im *Entschuldigungen*-Kapitel, die er aus der Erkenntnis zieht, dass das Moment von Fiktion sich niemals isolieren lässt – , sich jeglicher Erfahrung zu stellen (jegliche Schuld zu entschuldigen), weil die Erfahrung stets als fiktionaler Diskurs und als empirisches Ereignis gleichzeitig existiert und es nie möglich ist, zu entscheiden, welche der beiden Möglichkeiten die richtige ist“ (251).

erzeugt werden kann“), mit dem einzigen Unterschied, dass mit der Vorstellung einer Textmaschine die Konnotation „der unversöhnlichen Wiederholung eines vorgezeichneten Musters“ hinzukommt. Genau diese Seinsbedingungen wurden aber für referenziell unmöglich bzw. fiktiv erklärt: es ist also anzunehmen, dass die Maschine des Textes (die Maschinenhaftigkeit des Textes oder die Maschine im Text) ebenso wenig zur Erscheinung kommen kann (oder, wie de Man in der vorhin zitierten, entscheidenden Passage über das fiktive Moment der Fiktion formuliert hat, *darf*, sie ist *never allowed to exist as such*), wie der Zustand einer reinen Fiktion – darin lässt sich vielleicht eine mögliche Erklärung für die Beobachtung von Derrida finden, nämlich dass de Man sich in diesem Essay vielmehr Vergleichen („Text als Maschine“, „Die Maschine ist wie...“) als Identifizierungen bedient. Es ist die Maschine selbst, die diese (Selbst-) Identifizierung, und folglich die Identifizierung des fiktiven Momentes sozusagen *verboten*, ohne das sie nie funktionieren könnte. Dieses Verbot oder, wenn man will, Fiktionsverbot, ist ein Verbot der Sprache⁹, die die Isolierung oder die Formalisierung ihrer eigenen Gesetze untersagt. Sprache ist demnach nicht einfach eine Versprechensmaschine¹⁰, sondern zugleich eine Verbotsmaschine.

Interessant ist ferner der Begriff „Anamorphose“, der hier – in der Umgebung einiger bei de Man sonst eher seltenen Lacanismen bzw. in Anbetracht des ursprünglichen Titels des Aufsatzes (*The Purloined Ribbon*), der wohl auf Jacques Lacans berühmtes Seminar über Poes Novelle *The Purloined Letter* alludieren dürfte (de Man 1977; Lacan 1966; vgl. dazu Derrida 2006, 45, 75) – vielleicht auch Lacans Ausführungen über Anamorphose in Erinnerung ruft, die an Beispielen wie Holbeins Gemälde *Die Gesandten* oder Dalís fließenden Uhren das Konzept einer Spaltung von Auge und Blick illustrieren (vgl. Lacan 1987, 85-95). Für de Man scheint der Begriff jedenfalls die referenzielle Indifferenz von Sprache (als Maschine) zu exemplifizieren: ihre Fähigkeit, „jede erdenkliche Struktur anzunehmen“ scheint aus ihrer relativen Unabhängigkeit von der Signifikation zu folgen. Im Diskurs des späten de Mans kehrt diese Vorstellung einer anamorphischen Textualität an mehreren Stellen wieder, z. B. in den Arbeiten zur *Aesthetic Ideology*, wo die figurative Struktur der Sprache mehrmals auf eine „Anamorphose der Tropen“ zurückgeführt wird, u. a. um die Entfaltung eines tropologischen Systems (eines Textes) aus dem arbiträren Akt eines

⁹ Welches Verbot also eigentlich einen latenten, aber ziemlich bezeichnenden Imperativ in de Mans Diskurs impliziert: Wer die Welt zu verstehen sucht, sollte sich nicht an Fiktionen wenden, nicht in Fiktionen fliehen, die irreführenderweise versprechen, eben diese Welt in Klammern zu setzen!

¹⁰ S. de Mans berühmte Heideggerparodie (de Man 2012, 225.): „*Die Sprache verspricht (sich)*; in einem Maß, das notwendig in die Irre führt, spricht Sprache ebenso notwendig das Versprechen ihrer eigenen Wahrheit aus.“

Setzens zu veranschaulichen (de Man ²1996a, 425; de Man 1996b, 176-177).¹¹ Im Schlussteil des Kleist-Essays über *Ästhetische Formalisierung* taucht der Begriff in einer überraschend dichten Frequenz auf. Wo de Man die ästhetische Wirkung des Puppenspiels statt Puppe oder Spieler aus „einem System von Faden und Schnüren“ erklärt und dieses System zum eigentlichen *Text* ernennt (der sich zwischen Puppen und Puppenspieler „entspinnt“), beschreibt er das „Transformationssystem“ dieses Textes als „die Anamorphose des Fadens, wenn er sich dreht und in die Tropen der Ellipse, der Parabel und der Hyperbel windet“ (de Man 1988, 227-228). Diese Anamorphose zeugt von einer fast mathematischen Formalisierung des Systems, deren Vorteil darin liegt, dass sie von „semantischen Intentionen“ unabhängig ist und über die Präzision einer „Maschine“ verfügt (230). Es fällt sofort auf, dass de Man die Kleists Text entlehene geometrischen Kategorien – übrigens mit aller Recht – „Tropen“ nennt und damit auf eine Homonymiereihe zwischen geometrischen und rhetorischen Formen aufmerksam macht. Die Möglichkeit dieser Harmonisierung zwischen den sich geometrisch abzeichnenden Bewegungsformen und den rhetorischen Transformationen („Tropen sind quantifizierte Bewegungssysteme.“) impliziert hier, zumindest auf den ersten Blick, u. a. die Realisierung der für de Man theoretisch ausgeschlossene Möglichkeit, dass die textuelle Maschine als solche bzw. das fiktive Moment der von jeder Signifikation befreiten Fiktion in ihrer Isoliertheit doch hervortreten können, und zwar dadurch, dass ihre Operationen durch die Formalisierung mit den Operationen der Tropen konvergieren.

De Man ging es bekanntlich darum, die ideologische Tragweite solcher Formalisierungen aufzudecken, was im Kleist-Essay in der Geste gipfelt, die im Hintergrund der ästhetischen Formalisierung (und der auf dieser begründeten Institution der „ästhetischen Erziehung“) die Bedrohung einer Gewalt aufzeigt, die die Formalisierung erst ermöglicht.¹² Diese Gewalt meldet sich u. a. in der Opposition zwischen den leblosen Körpern der Puppen und den tanzenden menschlichen Körpern an. Während der Boden z. B. für die „antigrave“ Bewegung der Puppen „nicht der Boden stabiler Erkenntnis [ist], sondern eine Anamorphose des Fadens, durch die er zur Asymptote einer hyperbolischen Trope wird“, muss der menschliche Tänzer „seine Bewegungen beständig für kurze Augenblicke der Ruhe, die nicht Teile des Tanzes sind, unterbrechen“

¹¹ Manuskripte in de Mans handschriftlichem Nachlass zeugen davon, dass die Kategorie der Anamorphose ihn in seinen letzten Lebensjahren regelmäßig beschäftigte. Eine frühe, letztlich verworfene Titelvariante seines späten, nicht vollständig ausgearbeiteten, aber umso wichtigeren Baudelaire-Essays *Anthropomorphism and Trope in the Lyric* (vgl. de Man 1988, 179-204) lautete *Anthropomorphism and Anamorphosis* (Paul de Man Papers. Box 7:9.)

¹² „Die ästhetische Erziehung versagt keineswegs; sie gelingt nur zu gut, so gut nämlich, dass sie die Gewalt verbirgt, durch die sie allererst möglich wird.“ (de Man 1988, 231.)

(229-230¹³). Diese Unterscheidung von Kleist interpretiert de Man als die Unterscheidung zwischen einem System von Tropen, die von der Schwerkraft der Signifikation befreit sind und den „Parabasen des ironischen Bewusstseins“, die die ästhetische Illusion ein- oder unterbrechen bzw. negieren („eine Dialektik, die von wiederholten Negationen zerstückelt wird, kann nie ein Tanz sein; bestenfalls ist sie ein Trauermarsch“). Diese bodenständige Gewalt, die die ästhetische Form zerstört und die von de Man anderswo mit der „Materialität der wirklichen Geschichte“ in Zusammenhang gestellt wurde (202), bedroht die in der Konvergenz zwischen den formalisierten Operationen und den rhetorischen Transformationen möglich gewordene reine Selbstpräsenz von Fiktion („history is not fiction“, meint de Man dazu 1969 de Man ²1983b, 163). Diese Gewalt ist sogar genau die gleiche Gewalt, die durch „die Zergliederung der Bedeutung“ die Isolierung des Fiktiven erwirkt und die den formalisierten Tanz als eine „anamorphische Transformation von Tropen“ erscheinen ließ (de Man 1988, 231-232). Das Beispiel der Anamorphose hat Lacan zur Folgerung geführt, wonach das, „*was ich erblicke, nie das [ist], was ich sehen will.*“ (Lacan 1987, 109) Die Anamorphose von Fiktion vollzieht sich darin, dass das Moment der Fiktion, das, um mit Derrida zu sprechen, „einen unsichtbaren Einschnitt in der Geschichte markiert“ (Derrida 1992, 59), in der Darstellung der bzw. als Fiktion unzugänglich wird.

LITERATUR

- Bennington, Geoffrey. 1989. „Aberrations“. In *Reading de Man Reading*, hg. von Lindsay Waters – Wlad Godzich, 209-22. Minneapolis: Minnesota UP.
- Chase, Cynthia. 1986. „Giving a Face to a Name“. In Dies., *Decomposing Figures*, 82-112. Baltimore/London: Johns Hopkins UP.
- de Graef, Ortwin. 1995. *Titanic Light*, Lincoln: Nebraska UP.
- de Man, Paul. 1966. „Wordsworth und Hölderlin“. *Schweizer Monatshefte* 45, no. 12: 1141-1155.
- de Man, Paul. 1977. „The Purloined Ribbon“. *Glyph* 1: 28-49.
- de Man, Paul. 1979. *Allegories of Reading*. New Haven: Yale UP.
- de Man, Paul. ²1983a. „Criticism and Crisis“. In Ders., *Blindness and Insight*, 3-19. London: Routledge.

¹³ Vgl.: „Die Puppen brauchen den Boden nur, wie die Elfen, um ihn zu *streifen*, und den Schwung der Glieder, durch die augenblickliche Hemmung neu zu beleben; wir brauchen ihn, um darauf zu *ruhen*, und uns von der Anstrengung des Tanzes zu erholen: ein Moment, der offenbar selber kein Tanz ist, und mit dem sich weiter nichts anfangen lässt, als ihn möglichst verschwinden zu machen.“ (Kleist 1978, 477).

- de Man, Paul. ²1983b. "Literary History and Literary Modernity". in Ders., *Blindness and Insight*, 142-165.
- de Man, Paul. 1987. „Der Widerstand gegen die Theorie". In *Romantik*, hg. von Volker Bohn, 87-106. Frankfurt: Suhrkamp.
- de Man, Paul. 1988. *Allegorien des Lesens*, Frankfurt: Suhrkamp.
- de Man, Paul. 1993. „Die Rhetorik der Zeitlichkeit". In Ders., *Die Ideologie des Ästhetischen*, 83-130. Frankfurt: Suhrkamp.
- de Man, Paul. ²1996a. „Epistemologie der Metapher". In *Theorie der Metapher*, hg. von Anselm Haverkamp, 414-437. Darmstadt: WBG.
- de Man, Paul. 1996b. „The Concept of Irony". In Ders., *Aesthetic Ideology*, 163-184. Minneapolis/London: Minnesota UP.
- de Man, Paul. 2012. *Allegorien des Lesens II*. Berlin: Matthes & Seitz.
Paul de Man Papers. Box 7:9. MS-C004. UCI Libraries, Special Collections and Archives, Irvine.
- Derrida, Jacques. 1992. *Préjugés*. Wien: Passagen.
- Derrida, Jacques. 1998. *Demeure*. Paris: Galilée.
- Derrida, Jacques. 2006. „Das Schreibmaschinenband". in Ders., *Maschinen Papier*, 35-138. Wien: Passagen.
- Derrida, Jacques. 2012. "Le parjure, peut-être". *Études françaises* 38, no. 1-2: 15-57.
- Gasché, Rodolphe. 1998. *The Wild Card of Reading*. Cambridge/London: Harvard UP.
- Iser, Wolfgang. 1993. *Das Fiktive und das Imaginäre*. Frankfurt: 1993.
- Kleist, Heinrich von 1978. „Über das Marionettentheater". In Ders., *Werke und Briefe in vier Bänden*, Bd. 3, 473-481. Berlin/Weimar: Aufbau.
- Lacan, Jacques. 1966. "Le séminaire sur »La Lettre volée«". In Ders., *Écrits*, 11-61. Paris: Seuil.
- Lacan, Jacques. 1987. *Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse* (Das Seminar, Buch XI). Berlin: Quadriga.
- Margel, Serge. 2007. „Mendacium est fabula". In Ders., *De l'imposture*, 21-67. Paris: Galilée.
- Nietzsche, Friedrich. 1999. *KSA, Sämtliche Werke: kritische Studienausgabe in 15 Bänden*. Bd. 7. München/Berlin/New York: de Gruyter.
- Rousseau, Jean-Jacques. 1959a. "Les Confessions". In Ders., *Oeuvres Complètes*, Bd. 1, 1-656. Paris: Gallimard.
- Rousseau, Jean-Jacques. 1959b. „Les Rêveries du promeneur solitaire". In Ders., *Oeuvres Complètes*, Bd. 1. 993-1099.